
Missionswissenschaft in Zeiten des Coronavirus

von Mariano Delgado

Auf den ersten Blick sind es keine guten Zeiten für Theologie und Missionswissenschaft: geschlossene Kirchen, keine Karfreitags- und Osterliturgie ... der alte, einsame Papst in Rom, der in einer scheinbar pathetischen Geste vor dem leeren Petersplatz mit der Monstranz in der Hand »der Stadt und dem Erdkreis«, der gesamten Menschheit, den Segen erteilt und verkündet, dass wir alle in einem Boot sitzen, dass Gott den Menschen nicht verlassen wird, ja, nicht verlassen kann, hat er ihn doch gleichsam als seinen Gesprächspartner geschaffen, wie es das Zweite Vatikanische Konzil in einer quasi-poetischen Sprache ausgedrückt hat: »Zum Dialog mit Gott (ad colloquium cum Deo) ist der Mensch schon von seinem Ursprung her aufgerufen: er existiert nämlich nur, weil er, von Gott aus Liebe geschaffen, immer aus Liebe erhalten wird (a Deo ex amore creatus, semper ex amore conservatur)« (*Gaudium et spes* 19). In Zeiten wie diesen ist es nicht nur Gott, der immer wieder nach dem Menschen fragt: »Wo bist du?« (Gen 3,10). Auch der Mensch ruft aus der Tiefe zu Gott: »Wo ist dann meine Hoffnung?« (Ijob 17,15).

Gewiss, es fehlen nicht Seelsorgende, die, wie einst ein Carlo Borromeo, in Spitälern und an anderen Orten präsent sind, um spirituellen Trost und Beistand zu spenden. Aber die Helden unserer Zeit sind die Sanitäter und das Medizinpersonal, die zu helfen versuchen und dabei ihr Leben riskieren. Wir können darin ein säkulares Erbe der christlich geprägten Kultur der Barmherzigkeit sehen, auf deren Boden einst die Spitäler, die Armen- und Altersheime entstanden sind: Seien wir froh, dass in diesem Bereich die christliche Missionsgeschichte so fruchtbar war! Ähnliches gilt für das Denken der »einen« Welt und der »einen« Menschheitsfamilie, das selbstverständlich geworden ist und das in Zeiten von Katastrophen eine Welle globaler Solidarität entfacht. Wir werden für das Coronavirus einen hohen – menschlichen und wirtschaftlichen – Preis bezahlen. Aber wir werden diese Krise auch überwinden, wie dies andere Male der Fall war. Die Frage ist nur, ob wir daraus lernen und endlich eine Kehre machen.

Nach ähnlichen Krisen, die uns »Demut« und »Selbsterkenntnis« sowie eine neue Lebensart hätten lehren sollen, machte die Menschheit einen Sprung in ihrer Entwicklung und verfiel dem Stolz der Hybris: so folgte der schwarzen Pest des 14. Jahrhunderts die Renaissance, wo der Mensch sich als Krone der Schöpfung verstand, zur rücksichtslosen Ausbeutung der Natur berufen – und mit der verhängnisvollen Erfindung der Feuerwaffen. Dem Dreißigjährigen Krieg und den Epidemien des 17. und 18. Jahrhunderts folgte die Aufklärung mit dem kant'schen »sapere aude« (»habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!«), der autonomen Moral, dem technischen Positivismus und dem Fortschritts-optimismus des langen 19. Jahrhunderts – und mit der Perfektionierung des Zerstörungspotenzials der Waffen. Den Weltkriegen und den Epidemien des 20. Jahrhunderts folgten die Raumfahrt und die technologisch-digitale Revolution – aber auch die ferngesteuerten Massenvernichtungswaffen aller Art. Was wird nun nach der Überwindung dieser Krise kommen?

zmr | 104. Jahrgang | 2020

Soll für die Menschheit und die einzelnen Länder, die miteinander wirtschaftlich konkurrieren, weiterhin die Devise der olympischen Spiele »citius, altius, fortius« (schneller, höher, stärker) gelten? Oder ist es endlich Zeit für eine Kehre, wie sie der »Club of Rome« 1972 mit seinem Bericht *Die Grenzen des Wachstums* und Papst Franziskus 2015 mit der Enzyklika *Laudato si'* anmahnten? Darin heißt es, der Mensch habe heute »keine solide Ethik, keine Kultur und Spiritualität . . . , die ihm wirklich Grenzen setzen und ihn in einer klaren Selbstbeschränkung zügeln« (*Laudato si'* 105). Es ist die Rede von einer »Spiritualität und Ästhetik der Genügsamkeit«, von einer Spiritualität »der Muße und des Festes, der Empfänglichkeit und der Gratuität«, von einem prophetischen und kontemplativen Lebensstil, von einem »Wachstum mit Mäßigkeit«, von einer »Rückkehr zu der Einfachheit«, von »Genügsamkeit und Demut«, von einem Abschied von der »Hochgeschwindigkeit« unserer Zeit, von »der ständigen Hast«. Das wären einige Schritte zum gesuchten »neuen Humanismus«, der die Hybris hinter sich lässt und sich demütig in Selbsterkenntnis einübt, die nach den Worten von Don Quijote zu Sancho Panza »die schwerste Kenntnis ist, die sich denken lässt«.

Gefragt ist ein Humanismus, der, und sei es in säkularem Gewand, von den Grundwerten des Christentums geprägt ist: von der Sorge um ein menschenwürdiges »Leben in Fülle« (Joh 10,10) für alle, besonders für die Schwächsten, vom Aufbau einer Welt, in der Gerechtigkeit und Wahrheit, Freiheit und Frieden, Solidarität und Geschwisterlichkeit eine Heimat finden und so eine »Zivilisation der Liebe« (Paul VI.) begründen. Ein Humanismus, in dem wir Christen unsere genuine »Mission« nicht vergessen: die universale Hoffnung auf die Rettung aller dank der unermesslichen, »freien« Hingabe des menschengewordenen Gottes wachzuhalten.

Theologie und Missionswissenschaft sind heute dazu berufen, sich im Polyfon der Kulturen und Religionen der Welt an der Suche nach dieser neuen Spiritualität und diesem neuen Humanismus zu beteiligen. Die Welt nach dem Coronavirus darf nicht wieder von der verhängnisvollen Hybris geprägt sein! Diese schwere Prüfung muss endlich zu einer Kehre führen. Das möchte uns auch Hilde Domin mit ihrem Gedicht »Bitte« (*Sämtliche Gedichte*, Frankfurt am Main 2009, 181f.) zu verstehen geben:



BITTE

Wir werden eingetaucht
und mit dem Wasser der Sintflut gewaschen,
wir werden durchnässt
bis auf die Herzhaut.

*

Der Wunsch nach der Landschaft
diesseits der Tränengrenze
taugt nicht,
der Wunsch, den Blütenfrühling zu halten,
der Wunsch, verschont zu bleiben,
taugt nicht.

*

Es taugt die Bitte,
dass bei Sonnenaufgang die Taube
den Zweig vom Ölbaum bringe.
Dass die Frucht so bunt wie die Blüte sei,
dass noch die Blätter der Rose am Boden
eine leuchtende Krone bilden.

*

Und dass wir aus der Flut,
dass wir aus der Löwengrube und dem feurigen Ofen
immer versehrter und immer heiler
stets von neuem
zu uns selbst
entlassen werden.

Abb.: Calavera | José Guadalupe Posada